

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Kromer, Heinrich: Aus dem alten Kalifornien. Zwei Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

„Und leben auch!“ ruft der Meßner und klaubt die Scherben seines Pfeifenkopfes zusammen. „All right! Hab ich's nicht gesagt? Scherben bedeuten Glück! Drum noch einmal: Ein Bivat dem Testament! All right!“

Aus dem alten Kalifornien.

Zwei Geschichten von Heinrich Kromer.

1.

Als drüben am Stillen Weltmeer in dem Land mit dem verschuppten spanischen Namen Kalifornien Gold gefunden wurde, ist dort in zehn Jahren harter Arbeit und unter vielen Gefahren ein junger Schwarzwälder zu Wohlstand gekommen und hat Welt und Menschen kennen gelernt, so daß er einst seinem Knaben manches zu erzählen gewußt hat, worüber später kein Mensch mehr nachsann, z. B. daß die heutige Weltstadt zu jener Zeit nichts als das Getrümmer eines verlassenen spanischen Klosters war und der Platz, wo jetzt die große Stadt liegt, noch Yerba Buena hieß, auch Yerba Santa, nach einem dort wuchernden Heilkraut, also zu deutsch: Gutes Kraut oder Heiliges Kraut. Dieser Name ist auch nur noch an einem Flecken jener Gegend, einem Stadtviertel vielleicht, hängen geblieben; dafür hat der große Heilige aus dem kleinen Italienerstädtchen seinen Namen für den heutigen Weltort hergeben müssen, der von dem Geiste dieses edlen Armen wohl nie einen Hauch verspürt hat.

Obwohl der Schwarzwälder sich nie seines Wirkens dort berühmte, ist zu sagen, daß er nicht bloß ein begüterter Mann geworden ist, sondern drüben auch ein Pionier des wilden Westens genannt wurde. Warum? Er wußte es selber kaum; aber vielleicht, weil er die wildesten Jahre des erstehenden Kaliforniens durchlebt und dort im Wachsamkeitsausschuß mitgeholfen hat, die Dinge ins Blei zu bringen. Aus einfachen Taten der Pflicht haben die ruhmredigen Amerikaner dann Heldentaten gemacht und den bescheidenen Bestieblern jenes Platzes so einen verstiegenen Titel aufgehängt. Freilich, jener Ausschuß hat, um Recht und Ordnung zu schaffen, manche Woche hindurch, jede Nacht neu, ein halbes Duzend Lumpe und Verbrecher an einem Balkon des Gerichtshauses baumeln lassen: zum Abschrecken, und es hat endlich gefruchtet. Mit einem von diesen gefährlichen Menschen, einem Franzosen, ist der Schwarzwälder öfter zusammengestoßen; doch hat diesen Verbrecher zuletzt nicht mehr der Wachsamkeitsausschuß richten müssen.

Der Schwarzwälder kam dorthin, zweiundzwanzigjährig, übers Weltmeer noch auf dem Segelschiff; denn er hatte Zeit und wollte Geld sparen, und kannte das amerikanische Wort noch nicht, das diese zwei guten Dinge

in eins pfuscht und verdirbt. Nach langer Reise im Sattel kam er durch Texas hinauf ins Land und brauchte dort das Gold nur aufzulesen, sozusagen! Nämlich damals sagte sich dort ein Schweizer: Du hättest jezt Gold genug, und das Heimweh nach deinen Schneebergen bringt dich noch um, und in solchen Erwägungen verkaufte er dem Schwarzwälder die Mine, und dieser machte sich ans Goldwaschen und zog auch in das Zelt des Schweizer, nicht allein, sondern selbst mit einem Deutschen namens Ruckteschel, einem Bayern, den er auf seinem Ritt durch Texas getroffen und als verlässlich befunden hatte, so daß sie auch die Goldgrube zusammen ausbeuteten. Das Zelt bauten sie, weil es nicht Schutz genug vor dem Gesindel bot, stärker aus, indem sie bis zu drei Meter Höhe rohe Balken schichteten, das Dach aber einstweilen im Vierkant mit Leinwand abschlossen. Diese zogen sie von außen um den obersten Balken und nagelten sie innen daran fest. Der Bayer richtete sich in der einen Ecke an der Türwand sein Lager her, schief gegenüber in der andern der Schwarzwälder seines. Daneben hatte er einen Korb für Papierabfälle stehen, unter denen er auch das ergrabene Gold verbarg: dort würde es keiner suchen, meinte er. Ueber dem Kopfe seines Betts hingen zwei geladene Colt-Revolver, die er bei Tag im Gürtel trug, und ein Stutzen; so auch bei Ruckteschel zur Seite des Lagers. Die beiden lebten so einfach wie möglich; denn in jener unerforschlichen Gegend war alles sehr kostspielig; nicht umsonst grub man dort Gold!

Und nicht umsonst trieb sich dort Gesindel und Hufelvolk um, mit dem auch die zwei Deutschen ihre Erfahrungen machen sollten.

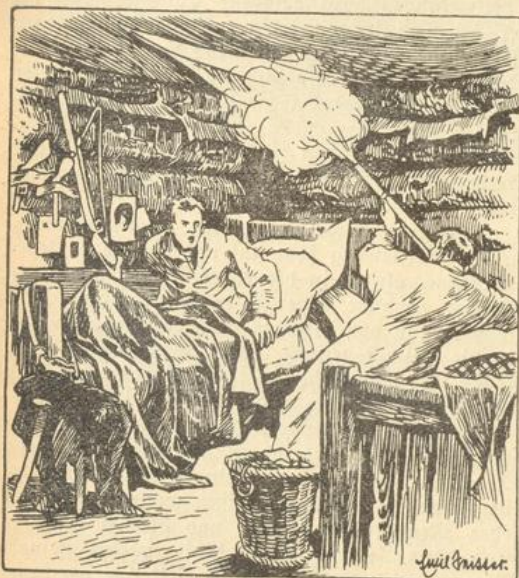
Der Schwarzwälder wurde vierundzwanzig. „Dein Geburtstag hebt gut an!“ dachte er jenes Morgens, als er in der ersten Frühe aus einem Traum erwachte, zögernd, denn der Traum war lebhaft und voll Glanzes gewesen und hatte ihn in die Heimat geführt. Aber was weckte ihn so früh? Es war wohl das freche Rascheln im Korb neben seinem Bett. Dort nämlich tut sich eine Maus an den Papierabfällen gütlich. Der Schwarzwälder hört ihr zu und denkt: Laß das Tierchen gewähren; an deinem Golde wird es sich kaum die Zähne ausbeißen wollen; das wäre eher Menschenbrauch. So und ähnlich denkt er und sinnt weiter und läuft wieder seinem Traum nach und sieht sich im Zelt um, wo kaum die Dämmerung sich hereinraut. Dann horcht er wieder auf die Maus, die immer noch raschelt, und darob überhört er um ein Haar etwas Schlimmeres. Nämlich als das Tier einen Augenblick innehält, vernimmt er ein Geräusch, mit dem er nichts anfangen kann: es kommt immer kurz und brockenweise und, wie ihn dünkt, lauernd und vorsichtig. Er horcht schärfer hin; das Geräusch vergeht; die Maus raschelt

wieder. Er schaut zu Ruckteschel hinüber; so viel er erkennen kann, schläft der noch, dreht sich aber jetzt auf den Rücken und fängt auch gleich zu schnarchen an, wie um die Wette mit der Maus. Da soll er erspüren, was das Geräusch will! Aber er sagt sich: Es ist was am Werk! Und er richtet sich im Bett auf und greift zur Flinte.

Er überflinnt, soweit er sie kennt, die Ansiedler des Goldfeldes: einige berüchtigte Irländer und Mexikaner; ein des Mordes verdächtiger Italiener; endlich der Franzose, der ihm auf dem Weg aus der Staatsmünze einmal in der verlassenen Gegend aufgelauret und in seinem Mordplan nur vom unzeitigen Knurren des fremden Hundes gestört worden ist, so daß der Franzose in seine Gewalt kam.

Uebrigens kommt das Geräusch wieder. Es ist, wie wenn einer Tuch ruckweis zerreißt, und scheint aus der Ecke über Ruckteschel herzukommen.

Ja, dort kommt es her; dort zeigt sich, was vorgeht; dort, am Ansatz des Zeltbuchs, über dem obersten Balken weist ein schmaler Schlitze ein Stück Morgenhimmel her; dort ist die Leinwand zerschnitten; es ist an der Stelle, wo die beiden Zeltgenossen außen an der Hütte einen hohen Holzstoß geschichtet haben. Und durch den Schlitze



Er zielt nach dem Schlitze und gibt Feuer.

schiebt sich etwas herein: ein Stoß? eine Flinte? Dem Bedrohten gilt's gleich: er zielt nach dem Schlitze und gibt Feuer.

Der Bayer ist noch wie aus dem Traum her, dieweil der andere schon in die Kleider hastet und nach den Revolvern greift. Der nächste Schuß versagt; aber draußen ist ein Plumpsen ver-

nehmbar; es ist einer von dem Holzstoß gefallen oder herabgesprungen. Der Schwarzwälder steht an der Türe und lauscht; es verlieren sich Schritte in die Ferne; er nimmt die Riegelbalken weg und geht, da er saubere Luft wittert, mit Ruckteschel hinaus.

Dort finden sie am Holzstoß eine kleine Leiter angelehnt, oben auf dem Stoß selber aber ein Messer, mit dem das Zeltuch zerschnitten worden ist. Dieses Messer kennt der Schwarzwälder. Er hat es einst in einer mexikanischen Spielhölle gesehen, wohin ihn der Reiz, das Glück zu versuchen, einmal getrieben hat. Dort lag es auf dem Tisch vor dem Franzosen, der sich Tabak für die Pfeife damit geschnitten hatte; des Franzosen, der ihm bald hernach in der einsamen Gegend auflauerte.

„Die Tiere sind meine Schutzengel!“ sagt jetzt der Schwarzwälder zu seinem Gefährten; sei es damals ein Hund gewesen, so diesmal eine Maus, die ihm das Leben gerettet habe.

2.

Es ist dem Schwarzwälder noch eine andere Geschichte zugestoßen, die ihn zwar erst in ihrem Abschluß berührt hat; aber insofern sie wie die zwei früheren Nachstellungen auch seinem Goldgalt, pflegte er zu sagen, hier seien aller schlimmsten Dinge drei, und diese schlimmen Dinge hätten denn schließlich auch schlimm für den Franzosen geendet.

Eines Morgens geht der Goldsucher wie gewöhnlich in aller Frühe mit dem Bayern in die Mine. Dabei bemerkt er etwas (und wundert sich drob), das vielleicht einem andern nicht aufgefallen wäre. Nicht fernweg, an einer Blockhütte, die sie seit längeren Monaten als ihr Kosthaus besuchen, sieht er das einzige östliche Fenster offen; es ist dunkel und tot, wie ein ausgebranntes Auge, während er bisher immer den Morgenhimmel sich darin hat spiegeln sehen. Das nun wundert ihn; mehr noch wundert es beide, daß auch der Hund dort nicht Laut gibt, der ihnen morgens immer sein Gebell auf den Weg mitgab. Der Schwarzwälder ruft das Tier bei Namen, er pfeift ihm, er ahmt selbst sein Bellen nach, damit er antworte; er gibt sogar einen Schuß ab; allein es bleibt alles um die Hütte verwunderlich still. Also gehen sie denn gegen das Haus hin, vorsichtig und schußbereit. Sie rufen den Hund nochmals; sie rufen ebenso vergeblich den Namen der Marktenderin. Dafür zieht jetzt ein Gegenstand vor der Blockhütte, unten an dem offenen Fenster, ihr Auge auf sich, den sie aber in der Dämmerung erst erkennen, als sie dicht hintreten. Sie sehen einander erschreckt an, und der Bayer sagt: „Da waren Räuber!“

Die Blockhütte gehörte einer Französin, die zwei Jahre zuvor ihren Mann verlor und seither

dort eine Marktenderei für die umwohnenden Goldsucher führte. Die beiden Deutschen speisten dort seit längerer Zeit und gaben der Französin nach dem versuchten Ueberfall auf das Zelt auch den größeren Teil ihres Goldes zur Aufbewahrung, zugleich als Pfand für ihre Zehrung, solange sie aus der weitabliegenden Staatsmünze geprägtes Geld zu holen versäumten; das aber geschah seit der ersten Nachstellung des Franzosen oft monatelang.

Die Französin war ein großes, kräftiges und entschlossenes Weib. Sie hatte zu ihrem Schutz eine gewaltige Dogge, auch einige Pistolen und einen mächtigen Reiterjäbel, ein Erbstück eines Onkels, der ihn noch als junger Offizier unter Napoleon in Rußland getragen hatte. Dieser Säbel hing mit den Pistolen unter einem Bild des Kaisers ob ihrem Bett; unter dem Bett aber stand ein starker Lederkoffer, worin sie den für ihre Wirtschaft nötigen Vorrat rohen Kaffees aufbewahrte, zugleich aber ihren Schmuck, ihr Geld und in versiegelten Päckchen das gegrabene Gold der beiden Deutschen und vielleicht auch anderer; denn man kannte sie als verlässige Person und vertraute ihr.

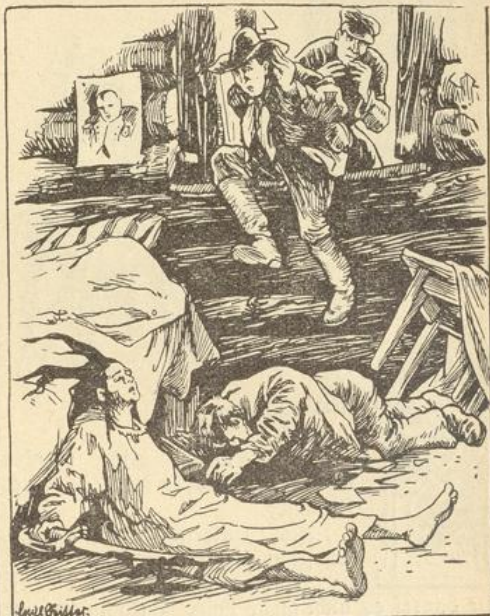
Diesen Koffer finden die beiden vor dem Blochhaus unten an dem offenen Fenster. Der Bayer rät zur Vorsicht; der andere aber meint, es sei da vielleicht noch zu helfen, läßt sich von dem Kameraden in das Fenster emporheben, legt die Pistolen auf dem Sims bereit und hilft dann auch dem Bayern hinauf. Und dort weist ihnen ein einziger Blick, was vorgegangen ist.

Im Schlafraum der Französin, an der Wand unter dem Fenster, liegt mit gespaltendem Kopf, aus dem blutiges Gehirn dringt, ein Toter. Die Rechte hält das Gewehr, mit dem Zeigefinger am Abzug. Die beiden könnten von diesem Anblick allein satt sein und sich davon machen; weil es aber noch zu helfen geben mag, steigen sie hinein; und freilich gibt's zu helfen. Sie finden die Französin, nur mit dem Hemd bekleidet, für tot vor ihrem Bett; auf ihrer Stirn steht eine dicke Beule, wohl vom Kampf mit dem Einbrecher her; in der Faust aber hält sie den schweren Reiterjäbel mit erstarrtem Blut daran. Ihr Puls schwingt noch, und die beiden Männer können sie mit Kirschwasser, das sie im Haus vorfinden, nach kräftigem Einreiben wieder zu Atem und Leben bringen. Sie kann aber nur Wirres berichten; sie jammert um ihren Koffer und wieder um den Koffer und nennt dabei einigemal mit Abscheu ihren Landsmann und flucht ihm. Da wissen denn die Retter Bescheid!

Aber wo wäre im Haus eine Spur von ihm?

Sie betten die Frau sorglich auf ihrem Lager und steigen wieder aus dem Fenster, um nach dem Koffer zu sehen. Der hat sich beim Sturz das Schloß aufgesprengt; der Deckel steht offen, und im Gras liegt ein Teil des Kaffees verstreut.

Besagt das zwar wenig, so soll sich aber den beiden die letzte grausige Spur noch weisen: An dem einen Ledergriff hängt wachsblass und blutleer, abgeschlagen hinter dem Gelenk, die rechte Hand des Räubers, des Landsmanns der Französin. Ihre Finger sind wie Adlersfänge um den Griff geschlossen, als sagten sie: So greift die



Dort weist ihnen ein einziger Blick, was vorgegangen ist.

Goldgier. Aber an ihr hat der Reiterjäbel seine rächende Wucht gewiesen.

Darüber ist der Tag heraufgekommen, und die beiden Goldsucher nehmen die Fährte des Räubers auf, die sich in Blutstropfen im Grase zeigt. Sie haben nicht lange zu forschen: in einer alten Riesgrube finden sie den Franzosen hinter einem Weidenbusch tot. Vergeblich hält die Linke noch den Armstumpf umklammert; sie hat das Leben festhalten wollen, das im fließenden Blut davondrängte.

Die Französin gedieh wieder zur früheren Kraft und führte ihre Wirtschaft wie zuvor weiter. Das Gold fand sich unberührt in dem Koffer, bei dessen Raub die Frau dem Landsmann die Hand abhackte, als er ihn aus dem Fenster schaffte. Ein edles Stück des Goldes nahm der Schwarzwälder heraus und schickte es in die Heimat; es zeigte, wie er's aus der Erde gegraben, aber als wenn die Hand eines Goldschmieds sich daran gemüht hätte, die feine Gestalt eines Weinblatts, an das sich eine Traube drängte, wie zum Schutz. Die Frau des Schwarzwälders trug das Stück nachmalen als Brosche und keinen anderen Schmuck lieber, wie sie sagte.